

Dietrich Krusche, 1982:

Faden und Labyrinth

Bilder drängen sich vor. Aber ich lasse sie noch eine Weile stehen. Wenn ich sie laufen ließe vorweg, wären sie nicht mehr einfangbar, nicht relativierbar als Deutung. Das wäre in diesem Fall besonders gefährlich, scheint mir; denn ein Pfarrhaus-Elternhaus ist selbst ein Deutungs-Ofen von beträchtlicher Energie, wärmend-warm manchmal, oft kritisch-heiß und gelegentlich auch überhitzt.

Meine Bewertung der eigenen Prägung durch das Pfarrhaus-Elternhaus verändert sich. Sie wechselt mit den Erfahrungen, die ich mit mir mache. In Krisen der Selbsterfahrung verändern sich auch die Bilder der Eltern in mir; dann steht das Haus, in dem ich geboren bin, in rasch wechselndem Licht. Dann probiere ich meine Eltern neu und taste, um *meine Möglichkeiten* zu finden, in der Erinnerung nach *ihren Grenzen*. (Wie frei waren sie von den Zwängen des religiösen Milieus, wie befangen in den schematischen Annahmen ihrer Kirche über Gott und die Welt?)

Eine Krise hat die Eltern und damit das »Pfarrhaus« in mir stärker verändert als die anderen: die Ablösung meiner eigenen Kinder. Dabei erlebte ich als unvermeidlich und erhellend dies: das - vorübergehende - Gespaltenwerden in Person und Rolle; die Abschattung des Aspekts der Person und die Ausleuchtung der Rolle; das Akzeptierenmüssen der Kritik an der Rolle, das »Kinder-Gericht«, und das Erlebnis der Unvermittelbarkeit, nein, der Irrelevanz der eigenen Identität für die Kinder - indem sie mich als Vater zurücklassen, beenden sie ihre Kinder-Rolle, bilden *ihre* Identität. Ich empfinde dabei weder Schuld noch Wehmut noch Enttäuschung - nur Schmerz über die Trennung. Und darin ist auch etwas von dem Schmerz der Trennung von meinen eigenen Eltern. Denn dazu haben mir meine Kinder verholfen: Seit sie mich bei meiner Rolle genommen haben, frage ich von neuem nach meinen Eltern - nun nicht mehr nur danach, was sie mir als Eltern waren, sondern *wer* sie waren als meine Eltern. Diese Frage führt dann immer zu der anderen: Wer ich bin, jenseits des »Pfarrhauses« und abgesetzt von meinen Eltern, ich meine: in der alleinigen Verantwortung für das von mir Gelebte?

Das »Pfarrhaus für andere« habe ich nur erlebt, bis ich vier Jahre war. Dann war mein Vater nicht mehr in der Gemeinde, und die Familie war nur noch »Pfarrhaus für sich«.

Mit meiner Mutter habe ich mehr gelebt, erlebt, gesprochen. Mein Vater erkrankte beim Baden in der Weichsel, als ich sieben war; die letzten drei Jahre davon war er nicht bei der Familie, die der deutschen Schule wegen im »Warthegau« lebte; er war auf einen Posten in Warschau berufen worden. Die Mutter starb, als ich vierunddreißig war und damals seit drei Jahren in Japan: kein organisches Leiden, es war einfach ein Vergehen der Lebenskraft; trotzdem kam das Ende unerwartet: eine Woche vor meiner Rückkehr. Sie hat sehr auf meine Rückkehr gewartet; aber in den letzten Wochen vor ihrem Tode konnte sie sich nicht mehr an mich erinnern. Ihr gegenüber habe ich das Gefühl, aus dem Gespräch, aus der gemeinsamen Erfahrung katastrophal herausgestürzt zu sein. Der frühe Unfalltod des Vaters ist für mich außerhalb der Zeit; der Alterstod meiner Mutter erscheint mir als zu früh.

Über die Mutter ist daher mehr zu sagen als über den Vater. Aber weil sie immer auch den toten Vater »zu vertreten« suchte, mischt sich wohl Mütterliches und Väterliches in meinem Mutterbild, schreibe ich jetzt womöglich ihr zu, was aus Erfahrungen mit dem Vater stammt, die früher waren als das Bewußtsein. Andererseits ist mein Vaterbild durch die Erinnerung der Mutter an ihn geprägt, durch ihre Deutung von ihm. So macht ihr Bild von ihrem Mann, zumal da, wo sie Ähnlichkeiten zwischen ihm und mir sehen wollte, einen wichtigen Bestandteil ihrer Beziehung zu mir aus; verstellt zugleich meinen eigenen erinnernden Blick auf den Vater.

So hängt »Pfarrhaus«-Erinnerung für mich vor allem an der Mutter. Das macht sogar Sinn: Meine Mutter war selbst »Pfarrerskind«, mein Vater nicht; und: Die Mutter, scheint mir, hat um ihre Rolle als »Pfarrfrau« schmerzhafter gekämpft als der Vater um seine als »Pfarrer«. Nicht nur, daß die weibliche Rolle auch hier die problematischere, die undankbarere war; die Mutter war mehr reflektierend als der Vater, und sie hat die Zwänge der Verhaltens- und Glaubenspflichten tiefer in sich hineingezogen und heftiger, unentschiedener gekämpft: Die Ambivalenz der Rolle ist von ihr bewußter ausgelebt worden. Sie war tiefer verirrt in das Labyrinth des Rollenkomplexes »Pfarrhaus«. Vielleicht hat sie aber auch den Faden zur persönlichen Freiheit ein Stück länger in der Hand gehabt.

Drei Szenenbilder

Die Mutter mit dem Jüngsten auf dem Schoß, dem Nach-Gezeugten und Hinterher-Geborenen: Ersatz für den zweiten Sohn, der beim Schlittenfahren verunglückt ist, vor die Räder eines mit Getreidesäcken beladenen Fuhrwerks gerutscht; sein Todesdatum und mein Geburtsdatum im Jahr darauf sind fast identisch. Wir sitzen im Halbdunkel des Zimmerhintergrunds am dämmrigen Januar-Geburtstag. Ein Photo ist erhalten, anhand dessen sich Erinnerung, früheste Erinnerung (der zweite Geburtstag?) rekonstruieren ließ - oder war das Photo selbst erst Auslöser für Erinnerung? Immerhin, ich erinnere mich an dem Photo vorbei oder durch das Photo hindurch an das Dasitzen auf dem Schoß der Mutter, an die Wärme dort im Zimmerhintergrund, den die Mutter selbst bildet, an das Licht, das durch die Glastür kommt, die auf die Veranda hinausführt - es kommt mir noch heute bräunlich vor, vielleicht weil die Dielen in diesem Zimmer braun sind, und es riecht nach Bohnerwachs. Die Stimme der Mutter versucht mir zu erklären, daß ich Geburtstag habe und was das ist: Geburtstag. Daß dieser Tag einem besonders gehört, daß man an diesem Tag bei seiner Geburt und damit bei sich selbst ist. Ich habe eine grüne Strickjacke an, und diese Jacke hat grüne Knöpfe, denen ein Anker aufgeprägt ist. Meine Hände und die Hände der Mutter spielen mit den Knöpfen, und ihre Stimme, die von hinten an mein Ohr kommt, sagt mir dieses Wort vor: Anker. Es ist ein Wort, das mir gut klingt. ... Ein anderes Bild schiebt sich darüber, es gehört zu diesem ersten, ist ein Bestandteil davon geworden, ist wie eine zweite Folie, dünner und heller, die mit der Grundfolie zusammengehört und nur mit dieser eine Erinnerungs-, eine Gefühlseinheit bildet: Wir stehen an einer Außentür (oder einem Tor); eine dunkelgelbe Mauer ist im Bild, die zu einem Mietshaus gehört. Ich bin dabei, wegzufahren, für lange, die Abschiedsstelle (ich weiß nicht, warum gerade vor dieser Mauer, vielleicht wartet ein Auto), der Abschied scheint langgedehnt, weil er der Mutter schwerfällt. War's der letzte Abschied? Wenn ja, dann war er wie alle anderen davor, die darin aufgehoben sind: kaum eine Berührung, allenfalls eine ganz flüchtige Umarmung, körperlos, und das eher verlegen gemurmelte »Gott befohlen!« Eine Distanz aus Scheu und überstarkem Gefühl der Bedeutung von »Abschied«. Warum die Distanz, die Kontrolle, die »Diszip-

lin«, die Zurückhaltung des Gefühls? So war es immer. (»Gefühle zeigt man nicht« - ist der Satz je ausgesprochen worden?) Ich spüre in dieser Distanz keine Kälte oder auch nur Kühle. Die Wärme ist gleichsam »über einen Zwischenraum« hinweg spürbar für mich, nein, sie ist zugleich auch in mir drin. Nicht nur, weil ich sie an eher verdeckten, aber unübersehbaren Signalen an der Mutter ablesen kann, sondern auch, weil ich weiß, daß sie da ist, weil ich mich erinnere (die braune Folie darunter!). Der Mutter gegenüber bedeutet die Distanz, die einverständnishafte Dämmung des Gefühls, dessen beide sich sicher sind, keinen Schmerz. Dennoch empfinde ich heute bei dieser Erinnerung so etwas wie Trauer. Die von der Mutter übernommene »Zurückhaltung« des Gefühls im Inneren (diese »Sprödigkeit«, »Sperrigkeit«, »Verschaltheit«, »Bockigkeit« oder was sonst noch hier einzuschließen ist) ist mir geblieben, ich habe daran gelitten, und ich bin immer noch nicht damit »fertig«, nicht »frei« davon. Immer noch bin ich in entscheidenden Situationen der Zuwendung darauf angewiesen, daß mir eine Vorgabe, eine Art »Kredit« (besser »Credo«) auf mein Gefühl gegeben wird. Erhalte ich diese »Freigabe« nicht geschenkt - und wie könnte ich sie erwarten?! allenfalls erhoffen kann ich sie -, zucke ich zurück, grabe mich ein in mir, und ich weiß: Dann dauert es lange, und es geschieht unter Qualen für meinen Partner und mich, bis mein Gefühl nach außen durchdringt und sich in der »Äußerung« löst.

In die Erinnerung an die zweite Szene mischt sich nicht nur Trauer und Schmerz, sondern auch Bitterkeit. Sie betrifft jetzt nicht mehr die Eltern, sondern die Konstellation, in der meine Entwicklung und Erziehung sich vollzog . . . Kürzlich traf ich eine Tante, die ich seit 35 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Sie erinnerte sich an mich nur als an ein Kind von etwa fünf, sechs Jahren. Sie erzählte, kaum daß sie mich aus ihrer Wiedersehensumarmung entlassen hatte, eine Szene aus der Zeit, als ich mit ihren Kindern auf einem Bauernhof gespielt hatte. »Ach Dieter«, sagte sie und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel, »ich erinnere mich ja noch so genau! Was du für ein zuverlässiges Kind warst! Wenn nur meine eigenen Kinder so gewesen wären!« »Naja«, sagte ich, »vielleicht auch besser nicht!« Und weil das »zuverlässig« mich getroffen hatte, versuchte ich der Erinnerung zu entgehen. Aber sie war schon mittendrin und erzählte unbeirrt durch mein Mißbehagen daran weiter. Ich sei, sagte sie, im Laufe eines Spielnachmittags immer wieder zu ihr gelaufen gekommen: »Wie spät, Tante?« hätte ich immer wieder gefragt, »wie spät?« Das um vier Uhr schon, wenn ich um fünf weggemußt hätte, und in immer kürzeren Abständen wieder. Und während ich nach der Zeit gefragt hätte, sei ich vor ihr stehend immer auf und ab gehüpft, »wie ein Gummiball«, sagte sie, »- mein Gott, was warst du für ein lebhaftes Kind, immer nur dieses Hopsen und dann wieder das Rennen, wenn noch Zeit war. Noch im Stehen bist du gehopst, das hab ich dir angesehen - und so zuverlässig!« Ich wußte, als sie so weit erzählt hatte, schon mehr als genug. »Tante«, sagte ich, »hör auf! Du erinnerst dich wirklich genau.« »Die Mutti, sagtest du, hat gesagt, ich soll um fünf losgehen. Und weißt du«, sagte sie, »ich hab mir immer gewünscht, ich könnte mich auf meine Kinder ebenso verlassen!« »Frag bloß nicht«, sagte ich, »ob ich immer noch so bin.« »Aber natürlich«, sagte sie, »das bleibt einem ein für allemal!« ... Ich habe immer gedacht, diese »Zuverlässigkeit«, diese »Gewissenhaftigkeit«, dieses Angebundensein noch im Hopsen und Rennen hinge mit meiner Mutter als Person zusammen. Das glaube ich nicht mehr, seit ich vor einem Jahr wieder in meinem Geburtshaus war und in der Kirche, in der mein Vater gepredigt hat. Eine kleine, verlassene Dorfkirche in Polen, heute kaum noch benutzt, weil sich heute die evangelischen Gemeindeglieder an drei Händen abzählen lassen. Sie war zugeschlossen, aber ein Küster ließ sich finden, der sich noch an meinen Vater erinnerte - er war alt, schlurfte genauso langsam durch den Kirchgarten und hatte den gleichen Namen wie der Küster damals. Er muß geahnt

haben, was mir die Wiederkehr an diese Stelle bedeutete, denn er schaltete die Altarlichter ein und überließ mich mir selbst. Ich setzte mich in eine der vorderen Bankreihen, merkte dann, daß ich »falsch« saß, und setzte mich, wobei ich die Hemmung spürte, in die kleine Bank im Chorraum, wo die Pfarrersfamilie, die Frau also mit den Kindern, zu sitzen hatte. Hier »stimmte« alles - es stimmte zu den Gefühlen der Beklemmung, der Ungeduld und des Festgehaltenenseins. Die Perspektive des Blicks auf das Deckengemälde, die Blickrichtung auf die Kanzel stimmte. Und da war der Vater am Altar und auf der Kanzel. Mein Vater war ein lebendiger, dem Rituellen nicht sonderlich verpflichteter, alles andere als bigott-autoritärer Mann. Was er seinen Bauern (und seiner Familie) gepredigt hat, war sicher vernünftig-hilfreich, wohl auch verstehend-tröstlich. An dem, was er gesagt hat von der Kanzel herunter, kann es nicht gelegen haben. Ich habe davon wohl auch kaum etwas gehört und begriffen. Ich war beschäftigt damit, stillzusitzen. Wenn die Mutter mich in meiner Ungeduld und meinem Gezappel vorsichtig durch Geflüster und durch Festhalten meiner Hand zu bändigen, zu beruhigen suchte, tat sie nur das unter den gegebenen Umständen Fällige und Unvermeidliche. Und mein Vater stand da, wo die Gottesdienstordnung seiner Kirche es vorsah, und er sagte das, was die lutherische Lehre ihm vorgab, allenfalls milder und humoriger als seine Berufskollegen. Aber er sprach nun mal von der Kanzel, und dieses »Von-oben-Her« beanspruchte Gültigkeit, war »Verkündigung« - und ich mußte stillsitzen dabei, womöglich noch »vorbildlich«, so vor den Augen der Gemeinde. Ich sehe nicht, was meine Mutter hätte »besser« machen können - zu Hause lassen hätte sie mich können, vielleicht hat sie's auch länger und öfter getan, als sie es »vor ihrem Gewissen« rechtfertigen konnte. Trotz diesem Wegsehen von der Person der Eltern: Es kommt mir oft so vor, als hinge mein Ausbrechen, Durchgehen vor jeder Art von »verbindlicher Autorität«, meine Beklommenheit, meine Abwehr (und spätere Spottlust) allem Feierlichen, Rituellen gegenüber, mein Bedürfnis zu relativieren, wann immer mir irgend »von oben kommende Wahrheit« gegenübertritt, mit jenem Eingeklemmtsein im Chorgestühl dieser Dorfkirche zusammen, in der mein Vater amtierte.

Die dritte Szene erzähle ich mit einem Gefühl der Dankbarkeit, mit Zustimmung, sogar mit Stolz. Ich erzähle sie »weiter«; denn mein Bruder hat sie mir erzählt. Sie zeigt, wie er den Vater erlebt hat. Aber ich weiß genug über meinen Vater, um sagen zu können: Das Erzählte paßt auch zu meinem Bild von ihm. Und es paßt auch zum Bild der Mutter, die über die gleiche Unbestechlichkeit, Klarheit und Entscheidungskraft verfügte. . . . Unser Pfarrhaus in Polen war eins in der nationalen Diaspora. Es war - unvermeidlicherweise - auch Zentrum des Deutschtums, Mittelpunkt der Kolonie der Deutschen am Ort. Es muß schwierig gewesen sein für meine Eltern, daraus kein Zentrum des Nationalismus werden zu lassen. Als 1939 der Krieg ausbrach, war mein Vater der erste Deutsche im Ort, der verhaftet wurde. Dann wurden auch die anderen Männer verhaftet, unter ihnen mein Bruder, damals eben 15 Jahre alt. Er überlebte die Verschleppung knapp, kam erst einige Wochen nach meinem Vater nach Hause zurück. Mit der Rückkehr seines Sohnes hatte der Vater wohl kaum noch gerechnet. Nach einigen Tagen der körperlichen Erholung holte ihn der Vater in sein Arbeitszimmer und begann, über die Ereignisse beim Kriegsausbruch, bei der Besetzung Polens durch die Deutschen mit ihm zu sprechen. Daraus, daß er ein entschiedener Gegner Hitlers war, hatte mein Vater nie ein Hehl gemacht. Sosehr er in kulturellen Dingen »deutsch« war, mehr vielleicht als er es in einem Leben in Deutschland unter Deutschen gewesen wäre, so entschieden war er anti-nazistisch. Kaum war er selbst aus der Verschleppung zurückgekehrt, hatte gesehen, was die deutsche Besatzungsmacht den polnischen Intellektuellen und vor allem den Juden antat, da hatte er beim militärischen Standortkommandanten dagegen protestiert. Als er wenig später von den deutschen Pfarrern im Ge-

neralgouvernement zum Superintendenten gewählt wurde, geriet er rasch mit dem Gauleiter Frank in Konflikt, weil er immer wieder versuchte, polnische Kollegen aus dem KZ zu holen, und weil er - erfolgreich - das Vermögen der polnischen evangelischen Kirche im Generalgouvernement durch Aktenmanipulationen dem Zugriff der Besatzungsmacht entzog. Daraufhin wurde ihm von Frank persönlich nun selbst das KZ angedroht. (Nur Wochen nach Erhalt dieser Drohung verunglückte er.) An jenem Tag im Oktober 1939 beim Gespräch mit seinem Ältesten hatte er es schwer. Der Sohn war von den Polen schlimm mißhandelt worden. Eine spontane Parteinahme für »eigenes Volkstum«, für die Ideologie der deutschen Seite lag bei dem Sohn nahe. Damit rechnete er, dafür hatte er Verständnis. Trotzdem bat er seinen Sohn, sich die Perspektive nicht verzerren zu lassen, ihm trotz seiner Schmerzen zuzuhören. »Vergiß bitte nicht«, sagte er, »wer diesen Krieg begonnen hat. Es war unsere Seite. Der Krieg wird lange dauern. Wahrscheinlich wirst auch du noch Soldat werden müssen und „auf unserer falschen Seite“ mitkämpfen. Wir werden den Krieg, der gegen den größten Teil der Welt gehen wird, verlieren. Ich habe gelesen, was Hitler in „Mein Kampf“ schreibt. Das Buch steht dort, lies es! Wer sowas schreibt, ist ein Verbrecher. Es gibt Konzentrationslager, in Deutschland schon längst, bald auch hier. Die Juden werden mißhandelt und umgebracht, auch hier, auf offener Straße. All das - auch wenn dir jetzt das Leben von der anderen Seite gerettet worden ist - vergiß es nicht!« ... Das war's, der Standpunkt, wo ein Standpunkt möglich und nötig war, die Sicherheit, sich ein Urteil über Recht und Unrecht in der Politik zu leisten. Die Fähigkeit, von den eigenen vitalen Interessen abzusehen - es war die Fähigkeit dessen, der ein Menschenbild, das er »glaubte«, nicht nur predigte, sondern zu leben versuchte. Hier wurde, weiß ich jetzt, Verschiedenes »verbunden«: rational Begriffenes, ethisch für verpflichtend Angenommenes und Lebenspraxis. Diese Verknüpfung machte Entscheidungen möglich - und machte sie »verbindlich«.

... Die Fähigkeit, den Entscheidungscharakter von Handlungen zu erfahren, das Leben als entscheidbar zu begreifen, habe ich auch an meiner Mutter erlebt. Eine - für mich - immer noch fast ungläubliche Szene fällt mir ein, das fahle Grau eines Morgens auf der Flucht 1945: Der Konvoi von Militärfahrzeugen, in dem wir uns nach Westen bewegten, war plötzlich von der Straße abgebogen, ein, zwei Kilometer weit ins offene Gelände gefahren. Was ist los? »Aus«, sagte einer der Soldaten um uns herum grimmig, »hier sollen wir in Stellung gehen. Die Russen haben uns überholt. Schöner Platz zum Sterben!« Ich, war damals zehn, meine Schwester fünfzehn. Noch heute spüre ich das mit Verblüffung vermischte Grauen, das Gefühl beinahe der Unwirklichkeit, weil Ungläubigkeit, das ich damals empfand, als ich meine Mutter mit völlig ruhiger Stimme (das war's, was mich verblüffte, so kannte ich sie nicht, diese Seite des Lebens kannte ich überhaupt nicht!) den Soldaten, der uns am vertrautesten geworden war, fragen hörte, ob er sich zutraue, wenn es zum letzten komme, uns drei oder wenigstens sie und die Tochter zu erschießen. Die Weigerung des Soldaten kam prompt. Daraufhin sah sich meine Mutter um, sagte »danke« und jagte uns durch den tiefen Schnee zu der inzwischen leeren Straße zurück. Ein unwahrscheinlicher Zufall ließ uns doch noch weiterkommen.

Ich und »der Nächste«

Als ich ungefähr vier war, hatte ich ein Dreirad. Mein Vater hatte es mir von einer Reise mitgebracht. Es war mein ganzer Stolz. Zwischen den Hinterrädern war eine Querstange, darauf stellte sich, wann immer ich im Hofe herumkutscherte, Erwin, der

Enkel des Kantors. Das ärgerte mich. Ich mußte mich umdrehen, um ihn hinunterzuschubsen. Wenn ich weiterfuhr, stieg er wieder auf. Erwin war schwächer als ich. Da kam einmal, als ich allein mit meinem Dreirad war, mein Vater vorbei, sah, daß die Querstange zwischen den Hinterrädern verbogen war, und sagte, als ich erklärte, warum: »Dann laß niemanden mehr sich hinten draufstellen!« Erwin kam wieder, stellte sich hinten auf mein Dreirad, wie er es gewohnt war. Ich schimpfte nicht, versuchte nicht krampfhaft ihn in unbequem zurückgedrehter Haltung hinunterzuschubsen, sondern verwarnte ihn kurz und beiläufig. Er lachte nur. Ha! Ich stieg ab. Ich war so gefaßt wie ein japanischer Bambusstock-Kämpfer, ohne Zwiespalt und ganz bei mir. Ich verprügelte Erwin ein für allemal. Er konnte gar nicht begreifen, was da vor sich ging. Als er wieder auf den Hof kam, trug er eine Binde um den Kopf. Aber er kam lange nicht mehr auf den Hof. Inzwischen beschwerte sich über meine Roheit der Kantor bei meinen Eltern. Ich wurde gerufen. Ich hatte ein »reines Gewissen«. Da das nicht sichtbar zu sein schien, versuchte ich zu erklären. Aber meine Erklärung der Vorgeschichte wurde nicht angehört. Warum ich geprügelt hatte und in welcher Überzeugung, galt nichts. Daß ich geprügelt hatte, und offenbar hemmungslos, war alles, was galt. Und es galt als ur-schlecht. Ich bekam meinerseits »Dresche«. Ich weiß es nicht mehr, aber ich nehme an, mein Vater war so fair, mich selbst durchzuhauen - was er sonst sehr selten tat. Dann erhielt ich die Auflage, mich bei Erwin »zu entschuldigen«. Ich entwich und versteckte mich im Garten hinter einem großen Johannisbeerstrauch. Es hat viele Stunden gedauert, bis ich mich selbst so klein gemacht hatte, um mich, ohne jedes Gefühl dafür, was da verlangt war, zu »entschuldigen«.

Diesem Reinigungsakt der »Entschuldigung« gegenüber bin ich immer zwiespältig geblieben. Ich habe begriffen, daß es sinnvoll ist, dem auch Ausdruck zu verleihen, wenn man merkt, daß man sich geirrt hat, daß man sich hat hinreißen lassen, wenn es einem »leid tut«, daß man dem anderen Schmerz zugefügt hat. Was man dann äußert, ist das eigene Gefühl, das sich geändert hat: Der andere kann dann darauf reagieren, wie er will. Und es hat guten Sinn, solches Einlenken bald zu machen, sobald einem eben der eigene Gefühlsumschwung bewußt wird. Die Redensart meines Vaters: »Über seinem Zorn die Sonne nicht untergehen lassen«, ist mir hilfreich geworden. *Aber:* Was ist »Entschuldigung«, womöglich noch, wenn sie nur »pflichtschuldig« geschieht? Wovon werde ich entschuldigt und von wem? Die meisten dieser Abbitten hatte ich sicher gegenüber meiner Mutter zu äußern. Innerhalb der Familie gab es dafür die Formel: »Sei mir nicht mehr böse!« Und wenn ich die Formel über die Lippen brachte, war sofort alles bereinigt, die Mutter hatte nur darauf gewartet, um »wieder gut« sein zu können. Also war ihr Bösessein gar nicht so sehr ihr Gefühl, sondern eine Erziehungsmaßnahme? War sie böse im Interesse, sozusagen im Auftrag »des Guten«, der richtigen Weltordnung, Gottes? Ich bin sicher, daß auch Gefühle meiner Mutter dabei lebendig waren; aber die Betonung des Aktes der (verbalen) Entschuldigung, wie sie verlangt war, ist mir immer als schematisch und damit als eine Manipulation von Gefühl erschienen - und ich wurde angeleitet, selbst mein Gefühl zu manipulieren, wenn ich nicht gradewegs heucheln wollte! (Vor diesem Hintergrund sind mir die schematischen Annahmen der protestantischen Dogmatik über Erbsünde/Gebotserrichtung/Gebotsübertretung und Sündenfall/Erlösungsangebot/Annahme des Angebots im Glauben/Erlösung immer fremd geblieben. Sie erschienen mir so spekulativ wie manipulativ, wobei derjenige, der sich dabei in seinem eigenen Gefühl für die »Menschenkinde« manipulieren müßte, die Gottheit selbst wäre.)

Die Episode mit dem Dreirad hat mich aber noch an einer anderen Stelle verwirrt und belastet: in meinem Verhältnis zu meiner eigenen Aggression. Galt Gerechtigkeit

nur mir gegenüber und nicht auch gegenüber dem anderen, wenn dieser mich kränkte und reizte? Durfte ich mich nicht wehren? War »Wut« böse? Und »Zorn«? Wer durfte Zorn empfinden - nur der Vater, nur Gott? Wie unterschieden sich »Zorn« und »Wut«? (Offenbar war »Zorn« eine Art »Wut im Interesse des Guten«.) Warum durfte ich nicht kämpfen? Warum durfte ich nicht zuschlagen, auch dann nicht, wenn ich gereizt wurde? Hatte ich das Wohl und Wehe des »Nächsten« auch dann zu berücksichtigen, wenn er »gegen mich« war? Durfte ich das »gegen mich« nicht ernst nehmen? Mußte ich auch im Augenblick des Gereiztseins glauben, daß er eigentlich viel lieber »für mich« wäre? Hatte ich mich so zu verhalten, daß ich mich dabei auf das potentielle »Gute in ihm« bezog? Hatte ich bei meinem Handeln nicht nur auf *mein* Inneres, sondern auch auf *sein* Inneres zu achten? Hatte ich stets die *Wirkung* meines Handelns auf sein Inneres zu antizipieren? Ja - aber war das nicht ein Spekulieren von mir auf ihn? War das nicht ein Übergriff von meinem Gefühl auf seins? Oder auch: ein Hereinziehen von seinem in meins? Eine Vermischung - in bester Absicht (Friede! Liebe!), aber eben doch eine Vermischung? Das hieß dann auch: eine Verwirrung der Verhältnisse der Zwischenmenschlichkeit, eine Verquickung von Distanzierung und Identifizierung, eine Verwischung der Grenzen von Ich-Erfahrung und Du-Erfahrung? Das alles war's wohl - zumindest als Gefahr. Dies aber scheint mir heute die größte Gefahr zu sein, in deren Rachen ich zu blicken hatte: daß die Blockierung meiner Aggression mich der Spontaneität im Verhalten dem andern gegenüber beraubte; daß ich, aus Angst vor meiner Aggression, mich so verhielt, daß ich möglichst auch seine Aggression nicht zu wecken suchte; das heißt: daß ich friedlich war, um den andern friedlich zu halten; daß ich harmonisierte aus Angst *vor dem anderen und mir*; daß ich Spontaneität und Zweckhaftigkeit in meinem Verhalten selbst nicht mehr unterscheiden konnte (solange meine Aggression nicht herauskam, bestand kein Gegenbeweis zu meiner Freundlichkeit!). Das Labyrinth entgrenzter Ichhaftigkeit, des ineinander verbauten ich und Du, öffnete sich weit.

Glauben, Denken und das eigene Gefühl

Im Januar 1945 schlugen wir uns von Lodz nach Thüringen durch. Als im Juni bekannt wurde, daß Thüringen an die Sowjetunion abgetreten würde, kostete es meine Mutter keine Überlegung: Drei oder vier Stunden nach Erhalt der Nachricht waren wir unterwegs nach Süden, nach Bayern. Fragen des Verlassens oder der Mitnahme von »Besitz« stellten sich ohnehin nicht. Auch Transportprobleme gab es nicht zu lösen, wir gingen zu Fuß. Nach etwa vier Wochen landeten wir in Fürth bei Nürnberg. Dort lebte die Braut meines Bruders, der im Krieg verschollen war, mit dessen Rückkehr wir kaum noch rechneten. Als wir ankamen, war mein Bruder schon da, unversehrt und vorzeitig aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen, weil er angegeben hatte, daß er Pfarrer werden wolle.

Mein Bruder heiratete bald danach. Meine Schwester ging auf eine Lehrerbildungsanstalt, in ein Internat. Ich war mit meiner Mutter, die wieder als Lehrerin zu arbeiten begann, allein. Ich war zehn Jahre. Wir waren Flüchtlinge, wir wohnten zur Untermiete, und wir sprachen einen fremden Dialekt. Wir waren Irrläufer. Aber das »Pfarrhaus« war nicht tot. Meine Mutter hielt es am Leben. Vor allem: sie sprach mit mir. Wir führten endlose Gespräche. Sie war sprach-fixiert - und ich wurde es auch. Sie war seit eh und je sprach-verliebt. (Als sie an einem humanistischen Gymnasium nach einer Lehrerinnenausbildung das Abitur nachholte, konnte sie nach einem Jahr Latein Livius, Horaz und Cicero lesen.) Mit drei Jahren Halbweise und mit vierzehn

Vollwaise geworden, war sie, bis sie heiratete, »herumgeschubst«, auf sich gestellt und allein. Die Selbstformulierung in Bildern und Begriffen, Begriffen vor allem des religiösen Denkens, war für sie lebenserhaltend. Ein (nicht abgeschlossenes) Theologiestudium und ein Studium der Germanistik, die Zeit als Pfarrfrau hatten dieses Bedürfnis weiter ausgebildet. An den jüngsten Sohn gab sie, wohl ohne sich dessen recht bewußt zu werden, die Leidenschaft zur Selbstausslotung, Selbstformulierung, Selbstdarstellung im Medium der Sprache weiter. Der Inhalt unserer Gespräche war religiösspekulativ. Ich war es, der problematisierte. Ich fiel prompt und tief in den von meinem Familienmilieu gleichsam für mich bereitgestellten Zwiespalt zwischen »Glauben« und »Denken« (»Wissen«, »Bewußtsein«, »Erkennen«, oder wie man diesen Pol der Dualität nennen mag). In der Auslebung dieses Zwiespalts tobte - ich begriff das erst viel später - der Kampf um die Identität meines Gefühls.

Der Ausgangspunkt all dieser Reflexionen und Gespräche: Ich stieß mich an bestimmten Annahmen protestantischer Theologie: zum Beispiel an dem Sünde-Erlösungs-Schema, dem Freiheits-Prädestinations-Komplex, den »personalen« Gottesvorstellungen, den Jenseits- und Auferstehungsspekulationen usw. Meine Mutter diskutierte mit, ging argumentativ, so weit sie konnte. Wenn die Argumente kleingehäckselt waren, hielt sie aufrecht, daß all diese »Zweifel«, diese Probleme des »Denkens« sich auflösten in der Gewißheit des Glaubens. Diese berannte ich, nach dieser suchte ich, auf diese wartete ich. »Glauben« wurde damit zum Gegensatz, zugleich aber auch zur Komplementär-Erfahrung des »Denkens«. Da das »Denken«, »Erkennen«, »Wissen« immer wieder an Grenzen stieß, mich leer und unglücklich ließ, war die Erfahrung des »Glaubens« nicht nur eine religiöse, sondern eine existentielle Notwendigkeit. Ich wollte *mich eindeutig erleben*. Da aber der Glaube, das Sich-fallen-Lassen in »Gottergebenheit«, sich gar nicht oder nur unter Qualen von den spekulativen und durchaus rational strukturierten Inhalten der »Glaubenswahrheiten« ablösen ließ, da das »Denken« und »Argumentieren« durchaus auch Spaß machte, zumal mit einer Mutter, die selbst immer wieder darauf ansprach, ließ mich der Zwiespalt nicht los, ließ ich ihn nicht los. In den Schatten geriet in dieser Zeit der Vorpubertät und Pubertät die Erprobung, Erfahrung, Entfaltung des eigenen Gefühls in Situationen der Lebenspraxis: gegenüber der Natur, dem anderen Geschlecht, der Kunst, der Freundschaft. Der »Glaube«, das angezielte Pauschal-Gefühl, Rundum-Gefühl, Total-Gefühl, blockierte in seiner Abstraktheit immer wieder das konkrete, kleine, sinnliche, momentane, situationsgebundene Gefühl. Eben darum, um das konkrete Selbsterleben im einzelnen Augenblick ging der Kampf - aber gleichsam an der falschen Front. Und weil ich das Gefühl »jenseits des Denkens« oder gar »durch das Denken hindurch« suchte, verschlangen sich Denk- und Gefühlsregungen ineinander. Das Fühlen wehrte sich dagegen, erdrückt zu werden, das Denken wollte den »Kampf um das Gefühl« nicht aufgeben - *ich* verlor diesen Kampf immer wieder.

Ich suchte nach Abhilfe, nach Vermittlung, Entlastung - nach Schlupflöchern aus der Mausefalle dieses längst als absurd gefühlten, aber lange nicht »überlebbar«, aufhellbaren, übersteigbaren Widerspruchs. Ich war ein hervorragender Schüler, in allen Fächern. Ich brauchte die schulischen Erfolge zur Selbstbestätigung - und war unglücklich damit; denn es waren Siege, die mein Verstand mir gewann. Meine Wendung in dieser Konstellation damals erscheint mir charakteristisch zu sein für »Lösungen«, wie sie Pfarrerskindern naheliegen: Ich wertete die Erfolge, da es Verstandes-Erfolge waren, meßbar, vergleichbar, Ergebnisse von Akten der Konkurrenz, *vor mir und anderen ab*; ich »übte« Bescheidenheit, hatte »Gewissensbisse« meines Ehrgeizes wegen, konnte den Lohn meiner »Leistungen« nicht auskosten - ich mißtraute dem

Zustandekommen der »Leistung«, ich mißtraute mir selbst als einem »Konkurrenten« um Erfolg. Ich verlegte all die Bedeutung, den »Sinn« meines Erlebens in meine Tonfiguren, Holzfiguren, in meine Verse, in den Sport! (Der Start beim Hundertmeterlauf, der Moment des Absprungs beim Weitsprung!) Dort war Spontaneität! Sportliche und künstlerische »Erfolge« kostete ich aus. Auf meine Weiten im Weitsprung war ich, zwiespaltlos, wie sie zustande kamen, uneingeschränkt stolz; der Anklang, den künstlerische Arbeiten fanden, war ohnehin nicht klassifizierbar - und das Kunstprodukt konnte ich ganz mit mir als Ganzem in Verbindung bringen. Hier war die Möglichkeit zur Authentizität. Bedürfnis nach körperlicher Bewegung und »Schreiben« als Möglichkeiten von Einheitsbildung und damit von Identitätserfahrung wuchsen in mich ein. Eine Art Gegenprobe: Das Schachspielen, in dem ich rasch sehr erfolgreich wurde, gab ich mit fünfzehn (nach einer Krankheit mit Schach-Alpträumen, in denen Menschen zu Figuren wurden) entsetzt auf: Die strikte Rationalität des Spiels zog mich in den Strudel zurück, dem ich zu entkommen suchte. Das Spielen mit Ton und Holz konkurrierte eine Weile mit dem Spielen mit Sprache. Dann setzte das Spielen mit Sprache sich durch. Ganz annehmen konnte ich mein »Schreiben« erst, als ich mir der »spielerischen«, der »spontanen« und damit gefühlshaften Komponente darin sicher wurde.

Sprache

Als meine Mutter im Alter einsam wurde, hielt sie sich daran fest, ihre Memoiren zu schreiben. Sie hatte das schon immer als eine »Lösung«, einen Ausweg aus Enge ins Auge gefaßt. Am meisten Spaß machte es ihr, so zu erzählen, daß das Erzählte in Fiktion überging. Sie spürte, daß sie mit Hilfe der Erinnerung etwas erfinden, daß sie womöglich etwas ihr noch Unbekanntes in ihrem Leben finden konnte. Einige kleinere Episoden, unerhörte, unwahrscheinliche Ereignisse in ihrem Leben auf der ersten Pfarrstelle des Vaters (in Tuczyn in Wolhynien), veröffentlichte sie. Diese Texte sprach sie vorher mit mir durch. Jedes Wort war ihr wichtig. Ich merkte, daß es ihr nicht um die Pointe, sondern um die Sprache als Material ging. In seiner Formung erlebte sie sich selbst - intensiver als sonst im Leben in diesem Alter. Sie war wie beim Spielen, und ich erlebte sie in diesen Gesprächen über »ihre Geschichten« wieder als jung.

Wichtigstes Erinnerungsstück an meine Mutter ist mir eine völlig zerlesene, wieder zusammengeklebte Lyrik-Anthologie: eine Sammlung von Gedichten der Jahre 1900 bis 1950 mit dem Titel »Ergriffenes Dasein«. Eingelegt darin finde ich, aus Zeitungen ausgeschnitten, weitere Gedichte der dort vertretenen Autoren, vor allem Gedichte von Gottfried Benn. Was fand sie bei ihm? Sie waren gleich alt. Er stammte wie sie aus einem Pfarrhaus. Es stand »jenseits der Oder, wo die Felder weit«. Las sie bei ihm den Ausbruch aus der geschlossenen, der religiösen Welt, den sie selbst weder sozial noch existentiell vollzogen hatte? Oder zog sie eben der radikale Zwiespalt zwischen Bewusstsein und Gefühl an, die Sehnsucht des »verlorenen Ichs« nach der Geborgenheit in der »Mitte« der Dinge, das schmerzliche Bewusstsein der Unwiederbringlichkeit der »Mythe«? Die Kälte und Einsamkeit des »Gehirns« und die gleichzeitig durchgehaltene »Rauschbereitschaft«? Spürte sie bei der Identifikation mit diesen Versen, dass es der Anspruch des Glaubens war, der zu dieser »Zerspaltung« geführt hatte: entlarvendes, entmythologisierendes Denken hier, expressionistischer, rauschhaft aufgeladener Bildertaumel dort? Dann war da noch einer aus dieser Tradition, Nietzsche, dessen Sprengkraft aus der Spaltung (oder Fusion) von Denken und Fühlen

erzeugt wurde. Und hatte man nicht auch von Lessing gesagt, dass er »mit dem Verstand fühle und mit dem Herzen denke«?

Und Bertolt Brecht, kein Pfarrerssohn! - den habe ich in unsere Familie eingeschleppt, sehr zeitig schon. (Warum ich die Zeilen »... und sage zu ihnen/ An mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen ...« gerne auch für mich sprechen lassen wollte, erklärte ich meiner Mutter nicht. Wenn die Rede auf die »Zuverlässigkeit« als bürgerliche Tugend kam, sahen wir uns in späteren Jahren ohnehin skeptisch an.) Ob es der Geschichte von der »unwürdigen Greisin«, auf die *ich* hingewiesen hatte, gelungen ist, *ihr* etwas von der Last der »Selbstlosigkeit« von den Schultern zu nehmen, weiß ich nicht. Wenig konnte ich ihr helfen bei ihrer Suche nach Freiheit.

(Dieser Text ist der bisher einzige in dieser Site, der vorveröffentlicht ist: Im Buch „Pfarrerskinder“, herausgegeben von Martin Greiffenhagen im Kreuzverlag, Stuttgart 1982, als Beitrag unter der Überschrift „Faden und Labyrinth“, Seiten 100 bis 119. Sowohl der Autor, Herr Dr. Dietrich (Dieter) Krusche, als auch der heute zuständige Verlag, Herder GmbH, Hermann-Herder-Straße 4, 79104 Freiburg, haben der Wiederveröffentlichung in dieser Site zugestimmt. Ich danke dafür! Die im Text mehrfach vorkommenden „drei Pünktchen“ markieren keine Auslassungen beim Abschreiben des gedruckten Texts, sondern kommen in diesem Text selbst so vor. Die Luftlinie-Entfernung von Pabianitz nach Lodsch beträgt ca. 12 km, ebenso die von Lodsch nach Zgierz, die von P. nach Warschau beträgt ca. 130 km. K. Schmiedel.)